

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 14 (1946)
Heft: 1

Artikel: Die bronzene Tür
Autor: Nagrodkaja, Elena
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-567247>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE BRONZENE TÜR

Zwei Episoden aus dem gleichnamigen Roman von Elena Nagrodskaja.

Aus dem Russischen übertragen von Alexander Ramm.

Sprache und Stil dieses Buches, dem vor dreißig Jahren, vor allem in «unseren» Kreisen, ein großer Erfolg beschieden war, sind zeitgebunden, aber seine Wahrhaftigkeit in der Fragestellung und die psychologische Gestaltung seiner Menschen zeigen, daß man im früheren Rußland über die Jünglingsliebe ehrlicher schreiben konnte als heute. —

Der Musiklehrer Dementij Alexejewitsch Badarin wehrt sich seit langem gegen seine Zuneigung zu dem ungewöhnlich schönen Musikstudenten Toni, dessen Schwester ihm in einer unerwiderten Liebe zugetan ist.

Ermattet von dem langen Spaziergang legt Dementij Alexejewitsch Badarin sich hin, aber der Schlaf kommt nicht. Er zündet eine Kerze an, nimmt ein Buch und versucht zu lesen. — Was für ein Buch, wem gehört das? Platen! Woher kommt es? Wieso liegt dieses Buch auf seinem Nachttisch? Er beginnt aufgeregt darin zu blättern. Viele Stellen sind mit rotem Bleistift unterstrichen.

„Nicht möglich, nicht möglich...“ wiederholt er beim Lesen der unterstrichenen Stellen. Er läßt das Buch fallen, faßt sich an den Kopf.

Ist das möglich...? Toni...! Niemals kam ihm dieser Gedanke...

„Dema, schläfst du?“

Er erstarrt vor Schreck und schweigt.

„Mach die Tür auf, ich habe etwas mit dir zu sprechen.“

Dementij Alexejewitsch faßt sich konvulsiv an den Kopf.

„Geh schlafen!“ kann er kaum herausbringen. „Ich bin schon zu Bett.“

„Ich halte dich nicht lange auf.“

„Keinen Augenblick!“ ruft er laut, gefaßter. „Ich bin krank.“

Ja, er fürchtet sich, er fürchtet sich...

„Du sprichst mit einer Stimme, als fürchtestest du dich.“

„Ich sage dir doch — geh! Stör mich nicht, ich fühle mich nicht wohl...“

Ich kann mich nicht rühren. Mich in der Nacht zu wecken! Geh sofort weg!“ schreit er fast.

Gott sei Dank: er ist weg. Er springt vom Bett auf, legt das Ohr an die Tür und lauscht. — Kein Laut. — Dementij Alexejewitsch neigt sich zum Schlüsselloch.

„Ich sehe, Dema, du kannst dich recht gut bewegen.“

Ihm ist, als hätte er einen Schlag auf den Kopf bekommen.

Er richtet sich auf, faßt sich ans Herz, lehnt sich gegen die Tür...

Toni sitzt auf dem Brett des Fensters, das auf die Terrasse führt, eingewickelt in eine dunkle Decke. Er hält sich am Rahmen fest und springt ins Zimmer.

„Dema, wozu quälst du dich und mich?“ sagt er mit demselben Ausdruck des Sieges, den Badarin heute schon in seinem Gesicht gesehen.

„Was redest du... was redest du?“ sagt verwirrt, in tödlicher Angst, Badarin und erfaßt die Lehne des Bettes; der Fußboden schwankt unter seinen Füßen, entschwindet gleichsam.

„Du liebst mich, du liebst mich!“ fährt Toni fieberhaft fort. „Warum hast du mir das nicht gesagt? Warum mußte ich so leiden?“

„Was sprichst du da?“ quält mit übermenschlicher Anstrengung Dementij Alexejewitsch hervor. „Was habe ich dir nicht gesagt? Was hat dir weh getan? Ich bitte dich um eins, laß mich schlafen! Mach dich gleich weg!“

„Sieh mich an, komm an mich heran und sage dann noch einmal, daß du schlafen willst und nicht mich umarmen und küssen! Küssen wie damals! Komm zu mir!“

In den Schläfen Dementij Alexejewitsch's hämmert das Blut, vor den Augen wird ihm finster; ihm ist, als ertrinke er, und er will sich retten. . . .

Plötzlich überschwemmt es ihn . . . eine Erinnerung, eine ferne, unklare, längst vergessene, eine Erinnerung aus einer frühesten Kindheit, an seine Mutter und an ein blaues Licht, das einen glänzenden Gegenstand beleuchtete. Er fühlt einen kindlichen Wunsch nach etwas Hohem, ein leidenschaftliches, verzweifeltes, unbewußtes Sehnen treibt ihn hinauf . . . Und da, plötzlich teilt sich der Nebel, eine letzte Anstrengung . . . gerettet!

Er ist wieder Herr des vollen Bewußtseins. Ja, retten und sei es durch ein brutales, schimpfliches Mittel, durch eine Beleidigung . . . Hinausstößen, den Diener rufen . . . Kind! Meine Liebe zu dir besiegt die Leidenschaft!

Dementij Alexejewitsch richtet sich auf.

„Ich sehe — du bist betrunken. Wo hast du dich vollgesoffen? Mach sofort, daß du hinauskommst! — Ich bin krank und muß meine Ruhe haben. Gehst du nicht sofort, klinge ich Sachar, daß er dich zu Bett bringt. Hörst du! Du läßt mich nicht schlafen und schwatzt solchen Unsinn — ich kann nichts verstehen . . . Nun geh . . .“

„Auch ich habe lange nichts verstanden! Ich ging trunken vor Leidenschaft zu dir umher und begriff nichts! Ich begriff, daß ich dich liebe! Aber gestern, als ein anderer . . .“

„Ein anderer?!“ schreit entsetzt, alles vergessend, Badarin.

„Ja, als ein anderer mich um meine Liebe anflehte, da verstand ich, daß ich dich liebe und daß du mich liebst! Warum hast du geschwiegen, während ich in Qualen lebte, warum schwiegst du?“

„Wer ist dieser andere?“ wiederholt Badarin, ringt verzweifelt die Hände.

„Jetzt sollst du dich nicht mehr verstellen, jetzt sollst du nicht mehr leugnen! . . .“

„Um Gottes willen, sag, wer ist dieser andere!“

„Salunow lag gestern da, vor meinen Füßen, da begriff ich es erst! Jetzt jage mich fort, wenn du kannst!“ sagt herausfordernd Toni.

„Aber verstehst du denn, es ist unmöglich, ein Abgrund, ein Entsetzen . . .“

„Entsetzen? Ich sehe nur ein Glück! Wir lieben einander. Wir tun niemand was zuleide, wir betrügen niemand, machen niemand unglücklich. Vor meinem Gewissen habe ich recht, also habe ich recht. Ist ein geistiges Verschmelzen die höchste Form der Verbindung, wessen Seelen schwingen in reinerer Harmonie als unsere! Warum sollen wir brechen, unglücklich sein, verkommen, nur weil wir uns lieben, weil wir ohne einander nicht leben können? Wir sind gerecht, und unsere Vereinigung kann nicht sündhafter sein, als jede andere.“

„Wir tun unrecht . . . wir tun unrecht . . . vor der Natur!“

„Vor der Natur? Und die gepriesene Keuschheit . . . Asketismus . . . haben sie vor der Natur recht?“

„Nein, nein, ich weiß nicht, ich weiß nicht, aber wir tun unrecht.“

„Vor der Moral unserer Zeit! Man hat uns in Käfige gesteckt, wir wollen hinaus! Hier ist unser Glück, Dema, das große Glück von uns beiden!“

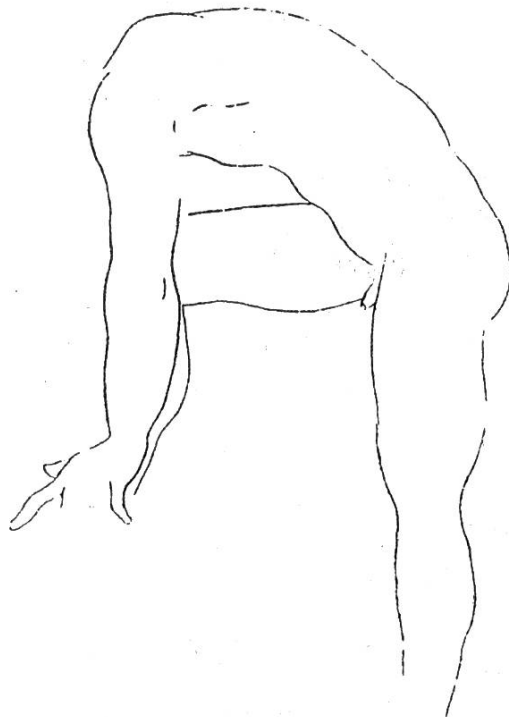
Toni reckt den Kopf hoch, und langsam, weit holt er aus, streckt er die Arme auseinander ... die Decke fällt!

„Dieses Glück kam auf eignes Gebot, sprengte unseren Käfig! Die bronzene Tür tat sich auf! Du sollst mich küssen! Ich liebe dich wahnsinnig, Dema, ich liebe dich! — Wenn du kannst, sag: geh! Sag: ich liebe dich nicht! Wir stehen in unserem verzauberten Schlosse! Nun, jage mich fort!“

„Ich kann nicht, ich kann nicht“, stöhnt Dementij Alexejewitsch und er fällt zu Tonis Füßen nieder.

Die weiße Nacht schwingt ... hinter ihnen schließt sich die bronzene Tür.

*Der Musiklehrer Badarin
erschießt sich nach einer Unter-
redung mit einem Vertrauten
der Familie, weil er sich nicht
zu einer Bejahung seiner Natur
durchkämpfen konnte.*



Zeichnung von de Toghores

„Gehen wir nach Hause, Toni; es ist windig, du wirst dich wieder erkälten. Junge, wir müssen morgen fahren,“ sagt Margarita und legt ihren Arm auf Tonis Schulter.

Der kalte Wind bestreut die Erde mit gelben Blättern. Die Wolken rennen schnell über den grauen Himmel, im Westen erlischt ein blutroter Streifen. Es dunkelt schon, und nur der Abglanz des roten Streifens beleuchtet die Spitzen der gelben Kirche. Keine Seele außer ihnen auf dem Friedhof ... Der Wind reißt an dem schwarzen Schleier Margaritas und zaust Tonis Haar.

Toni steht vor dem Grabe, läßt den Kopf niederhängen, in den Händen hält er seinen Hut.

„Komm,“ sagt sie wieder.

Toni schweigt, bewegt sich nicht. Seine dunkelgrauen Augen bedecken sein ganzes abgemagertes Gesicht mit ihrem traurigen Blick.

„Bleiben wir noch, Margarita, es ist das letztmal,“ sagt er leise.

„Ich bange mich um dich. Vielleicht sollen wir doch die Abreise verschieben, bis du dich mehr erholt hast?“

„Nein, Margarita, je schneller, um so besser . . . hier ist nur noch dieses Grab.“

„Du hast recht, Lieber! Wir fahren weg, du wirst dich allmählich beruhigen, und das Leben wird in neue Gleise kommen. Deine Musik wird dich trösten. Bei deinem Talent kann es nicht anders sein. Das Bewußtsein, du kannst anderen Freude geben, kannst sie die Schönheit fühlen lassen, ist das nicht Glück genug? Deine Musik . . .“

„Die Musik eines Kastraten!“ unterbricht sie mit bitterem Zorn Toni. „Wen kann sie erregen, bei wem sie Empfindung auslösen? Ich bin jung und muß entbehren, was das Leben schön macht, was die Vögel zu singen zwingt.“

„Oh, rede nicht so, das Talent wird dir noch viel Glück im Leben bringen. Als du gestern zum erstenmal wieder spieltest, erschauerte ich. Eine Verzweiflung, ein Schreien und Stöhnen, aber eine ergreifende Stärke; mir lief es kalt über die Haut. Toni, das war ein großes Werk. Eine Seele, die nie gelitten hat, könnte das nicht schaffen. Toni, das Schaffen ist doch das größte Glück . . .“

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht . . . Aber ich leide jetzt, qualvoll . . . hoffnungslos . . .“ sagte Toni leise.

„Und warum? Sage, warum? Wie möchte ich glauben haben, den Glauben meiner Kindheit, wie ich als Kind nachts betete . . .“

„Vielleicht hast du recht . . . die Musik wird mir helfen, das Leben zu Ende zu leben . . . Ich bin zwanzig Jahre alt, ich kann doch noch so lange leben! Ich versuche mich abzufinden . . . — Manchmal möchte ich Prediger der Reinheit und der Sittlichkeit werden, den Menschen die Askese, das Zölibat verkünden . . . Ich selbst will das Beispiel der makellosen Reinheit geben. Ich will heiraten und der Bruder meiner eigenen Frau sein, ein Heiliger, mir wird es ja so leicht fallen.“ Er begann plötzlich höhnisch zu lachen, seine Augen füllten sich mit Tränen.

„Toni, Toni, schon wieder . . . du weißt nicht, wie weh mir das tut.“

„Verzeih, Margarita, verzeih,“ er nimmt ihre Hände und küßt sie; „Margarita, lehre mich glauben, lehre mich beten, ich kann es sonst nicht. — Vielleicht werde ich dann die Moral der Menschen begreifen. Vielleicht werde ich begreifen, warum er sterben mußte, einsehen, daß es eine schwere Sünde war. Ich will mich dann beugen und gehorsam die Strafen tragen, die mich betroffen, und will neue Lieder finden. Vielleicht werde ich mich dann mit seinem Tode abfinden, werde für ihn und uns alle beten, für alle, die leiden. — Ist mein Leben jetzt besser als das des unglücklichen Salunow, der vom Schläge gelähmt nur noch blöken kann? Sind wir nicht gleich! — Flöß mir Glauben ein, Margarita!“

„O mein Junge, du wirst es lernen! Der Glaube kommt, wenn man ihn ruft.“

„Was für ein trauriges Leben mir sonst bevorsteht. Lohnt es sich noch, zu leben, Schwester?“

„Ja, Toni, ja! Jetzt sind wir geschlagen, krank . . . aber wir sind jung und wir haben beide eine Beschäftigung, die uns lieb ist. Wer weiß, was uns das Schicksal noch bringt? Dieses Unglück hat uns gestählt — schlimmer kann es nicht kommen! Wir wollen zusammenbleiben, versuche zuerst für mich zu leben, wie du es mir versprochen hast, und später . . . Wer weiß, vielleicht werden wir wieder lieben und glücklich sein.“

„Du — vielleicht. Aber ich . . . Du weißt ja selbst, für mich ist es unmöglich,“ sagt Toni, den Blick unbeweglich in die Ferne gerichtet.

„Lieber, lies doch seinen Brief, warum weigerst du dich, vielleicht bringt er dir Trost?“

„Ich fürchte mich, ihn zu lesen, er könnte mich in meinen Plänen schwankend machen. Aber da ich mich von ihnen los gesagt... Gib ihn mir!“ Margarita nimmt den Brief aus der Tasche und überreicht ihn Toni.

„Mein Kind, mein Leben, verurteile mich nicht, weil ich gehe. Ich kann unter der Last der Reue, des Zweifels und der Widersprüche nicht länger leben. Mein Glück, mein Abgott — lebe! Versprich mir, zu leben! Versprich mir, deine Arbeit nicht zu vernachlässigen. Tue es zu Ehren meines Angedenkens. Erreiche das, was ich für dich immer gewünscht: die Vollkommenheit und den Ruhm! Denke daran, Kind, das ist meine einzige Bitte, mein einziges Flehen!

O gib mir ein Wort, daß du das erfüllen wirst.

Trenne dich nicht von Margarita. Du sollst bei ihr bleiben, ich bin fest überzeugt, ihre Liebe wird dich trösten.

Noch eines... Toni, meine Liebe, ich wage es kaum, dich darum zu bitten, ich bin mir meiner gräßlichen Schuld bewußt. Toni, liebe eine Frau, heirate... Laß das Laster dich nicht überwältigen. Möge mein Tod das Opfer der Erlösung sein.

Leb wohl! Ich danke dir für das Glück, für das kurze, aber wahnsinnige Glück, das du mir geschenkt.

Leb wohl! Wie schwer fällt es mir, mich von dir loszureißen, von dir, der du alles für mich... Junge, sieh zu, daß mein Opfer nicht unnütz ist! Lebe wohl, Kind! Ja, mein Kind, mein Sohn, Bruder, Freund, du, den ich mit allen Arten von Liebe, mit denen Menschen lieben können, geliebt habe.

Ich küsse noch einmal deine Augen. Leb wohl, leb wohl!“

Margarita betrachtete den Bruder, während er den Brief liest, und Tränen fallen über ihre Wangen.

„Was für ein dummer Brief“, sagt Toni und faltet den Brief zusammen.

„Dumm?! Toni!“ ruft vorwurfsvoll Margarita.

„Ja, natürlich, ein dummer Brief. Ein Mensch sagt, er liebt — und stirbt, und er weiß, daß er das Leben des anderen zerbricht, vernichtet. Nein, er hat mich nicht geliebt! Hätte er mich geliebt, er würde seine moralischen Leiden erduldet, er würde sie vor mir verheimlicht haben, wie du gelitten und geschwiegen hast. An deine Liebe glaube ich. An deine Liebe zu ihm und zu mir. Aber ihm glaube ich es nicht. Er log, als er mich küßte, er log, wie die weißen Nächte lügen. Er log, als er mein verzaubertes Zimmer betrat, er vernichtete es, er vernichtete meinen Traum, er zerschlug die bronzene Tür... ich besitze jetzt nichts mehr, ich bin ein Bettler...

Nun, wenn er uns von dort oben sehen kann,“ Toni richtete sich auf und deutete auf den Himmel und fuhr mit bitterer Stimme fort, „dann muß er mit uns zufrieden sein. Wir wollen miteinander still und bescheiden leben. Du mit deiner Chemie beschäftigt, ich — mit Musik: du, die tugendhaft von Natur aus, ich — geworden durch Erlebnisse. Was macht es, daß er tot und mein Leben zerschlagen... Die Moral, die Moral triumphiert, Margarita! Das Laster ist bestraft, die menschliche Tugend feiert ihren moralischen Sieg. Alles steht in seinen Ställen, Menschen können nun zufrieden sein. Seien sie verflucht!“

